1. .... Kd4—e5: 2. Te6—e6+ Ke5—e6: (d4) 3. Da8—e8(a4:)‡.
1. .... Kd4—e4: 2. Se5—g6 Ke4—g4, d5—d4 oder beliebig 3. Da8—a4:, Te6—e6, Te6—e4‡. (2. Se5—f3, was einer der geehrten Löser angiebt, gelingt in dieser Variante nicht, da Schwarz den g-Bauern zieht und alsdann die Dame auf d4 zwischenzieht.)
1. .... Th5—h3 2. Se5—d3 d5—e4:, Kd4—e4: oder beliebig 3. Da8—d8, a4:, Te6—e4‡.
1. .... d5—e4: 2 Da8—d8+ Kd4—e5 3. Dd8—d6‡.
1. .... Lg8—f7:(h7), Dh8—h6, Th5—h6 2 Se5—f3+ Kd4—e4: 3. Te6—e4‡.

Auf 1. Th5—e5: erfolgt das Matt sofort; auf alle anderen Züge führt sowohl 2. Se5—f3+ als auch 2. Te6—e4+ zum Ziel.

Richtig angegeben von F. Gotzran in Schmiedeberg.

Eine mit 1. Da8—a4: beginnende, von Max Kümmerer in Halle angegebene Nebenlösung hat durch den in Nr. 6 hinzugefügten schw. Bb3 leider nicht beseitigt werden können.

Aufgabe Nr. 225. Von J. Kobtz und C. Kockelkorn. Weiß (7): Ke8, Df1, Le1, f3, Se3, Bg3, g4; Schwarz (9): Ke5, De1, Ld6, Sa6, b8, Bb4, d7, e6, e7; 3 Züge.

1. Le1—b2+ De1—e3:+ 2. Df1—e4. Schwarz muß nun, wenn er nicht mit b4—b3 oder De3—d4 seine Dame preisgeben will (worauf der Läufer resp. die Dame sie mit Matt nimmt), durch De3—b2: oder irgend einen anderen Zug — die Stellung ist so, daß weder der Läufer noch die Springer ein anderes Feld als ein solches der e-Linie zur Verfügung haben — die Sperrung der weißen Dame aufgeben, die dann auf f4 oder (außer wenn 2. .... Sa6—c5) auf e4 matisetzt.

Richtig angegeben von Max Kümmerer in Halle, H. Vieth in Dessau, F. Gotzran in Schmiedeberg.

Aufgabe Nr. 226. Von denselben. Weiß (9): Kh8,* Td1, d8, La6, e7, Sg4, Be4, f3, b5; Schwarz (8): Kc5, Tg6, Lb4, Sg8, Bc6, e7, g5, h6; 3 Züge.

1. Td1—e1+ Lb4—c3+ 2. Td8—d4 Kc5—d4:, Kc5—c6 oder beliebig anders (Entfesselung des Td4) 3. Le7—b6, Te1—c8:, Td4—e4‡.

Richtig angegeben von Max Kümmerer in Halle, H. Vieth in Dessau, F. Gotzran in Schmiedeberg.

Die Verfasser bemerken zu dieser, im Britischen Problemturnier 1862 ehrend erwähnten Aufgabe: „Das Lob der Londoner Jury paßt wenig, da die Aufgabe sich durch folgende Stellung leicht vereinfachen läßt: Weiß (7): Kf6, Td1, d8, La6, e7, Be4, f3; Schwarz (3): Kc5, Lb4, Bc6; 3 Züge."

Schachspielerei.

(Aus den „Southern Weekly News".)

Wie viel Züge sind nöthig, um den König auf das jetzt leere Feld a1 zu bringen, ohne daß derselbe jemals das Mittelfeld (d2) betritt? (Die Bauern sind unbeweglich; die übrigen Steine haben ihren gewöhnlichen Gang.)

Kleine Mittheilungen.

Das Programm für den diesjährigen fünften Kongreß des Deutschen Schachbundes in Frankfurt a/M. ist folgendermaßen festgesetzt worden. Der Kongreß nimmt am 17. Juli seinen Anfang; die Turniere beginnen am 18. I. Meisterturnier; jeder mit jedem eine Partie; Einsatz 25 M., Mengeld 25 M.; 6 Preise: 1000, 750, 500, 300, 200, 150 M. II. Hauptturnier in Gruppen, innerhalb deren jeder mit jedem eine Partie zu spielen hat; Einsatz 10 M.; 4 Preise: 500, 175, 125, 100 M. Ferner werden 2 Nebenturniere, 2 Lösungsturniere, neue Turniere, Berathungspartien, Blindspiel ꝛc. veranstaltet. Der Deutsche Schachbund umfaßt jetzt 91 Vereine mit fast 2500 Mitgliedern. Vertreten sind Berlin und Hamburg mit je 4 Vereinen, Leipzig und München mit je 3, Braunschweig, Bremen, Breslau, Düsseldorf, Frankfurt a/M. und Görlitz mit je 2 Vereinen. Die größte Mitgliederzahl hat der Dresdener Verein, nämlich 130; ihm folgt der Schachklub zu Frankfurt a/M. mit 100, der zu Hamburg mit 99, Nürnberg und die Berliner Schachgesellschaft mit je 82, München mit 75, Magdeburg mit 70, Köln mit 68, Braunschweig (Klub) und Breslau (Anderssen) mit je 60 Mitgliedern.

Aus dem Haiseichen Schachklub erfahren wir auf dem Umwege durch das „Wittenberger Kreisblatt" (dem wir auch anderweite Mittheilungen entnehmen), daß seit Januar ein Lösungsturnier vor sich geht, und zwar in folgender Weise. Die in unserer Schachzeitung veröffentlichten Probleme sind bis zu dem dem Erscheinen der Spalte folgenden Donnerstag zu lösen und schriftlich in Couvert bei dem Vorstande einzureichen. Die Lösungen werden dann einem Dritten übergeben, welcher sie prüft und die Namen der Leser dem Redacteur der Spalte mittheilt. (Gleichzeitig sind praktisch richtige Lösungen eingesandt haben, 2 bis 3 Preise verloost. Derjenige, welcher nach Ablauf eines Jahres die meisten richtigen Lösungen angegeben hat, erhält einen Spezialpreis.

Aus Paris. Der bekannte Meister S. Rosenthal ist in Anerkennung seiner Verdienste um das Schachspiel von der Königin von Spanien zum Ritter des spanischen Ordens Karls III. ernannt worden. Diese Auszeichnung ist dem Meister auf Empfehlung der spanischen Kolonie in Paris, in welcher das Schachspiel sehr gepflegt wird, zuheil geworden.

„Das allgemeine Schachspiel" betitelt sich ein soeben im Verlage von Karl Höchner in Dresden erschienener „Vorschlag zur Erweiterung des Schachspiels" von E. A. Otto Voigt. (Auf dem Umschlag heißt es „Das Schachspiel der Zukunft.") Es handelt sich darin um eine recht interessante Modifikation des Schachspiels, welche dem Uebelstande, daß der theoretisch geübtere Spieler gegenüber dem Naturspieler von vornherein meist im Vortheil ist, Abhilfe schaffen soll. Das Spiel beginnt vor leerem Brett; abwechselnd setzt jeder Spieler einen beliebigen Stein auf das Brett, darf jedoch die Mitte nicht überschreiten. Sobald ein Spieler seinen König aufstellt, muß der Gegner dasselbe thun (kann er es nicht, so ist es einem Matt gleich zu achten), und von nun ab können nach Belieben die auf dem Brett befindlichen Steine gezogen oder Reservesteine aufgestellt werden; doch dürfen die letzteren auch jetzt nicht die Mitte des Brettes überschreiten, auch nicht einen gegnerischen Stein schlagen, wohl aber Schach bieten oder ein Schach durch Zwischenstellen decken. Der Doppelschritt des Bauern und die Rochade fallen selbstverständlich fort; bezüglich der Läufer findet eine Beschränkung hinsichtlich der Farbe, bezüglich der Bauern ein Ausschluß von der ersten Linie nicht statt. Die geschlagenen Steine sind sofort möglichst sicher zu beseitigen, damit sie nicht unter die Reserven gerathen; die letzteren sind so aufzustellen, daß der Gegner sie übersehen und mit ihnen rechnen kann. Wir illustriren diese Spielart, welche in Dresden auch in Vereinskreisen schon seit längerer Zeit angewendet wird, und die wir auch anderweit praktisch zu probiren wohl empfehlen möchten, durch nachstehende, dem genannten Werkchen entnommene Partie:

1	d2	e5	10.	Db3	Tb6
2.	Tg3	d5	11.	Se4+	d5—e4:
3.	Kd1	Ke8	12.	Tf1+	f5
4.	e3	Le7	13.	Tf1—f5‡	Kf6—f5:
5.	Sg4	Dd6	14.	Db3—f7+	Tf6*
6.	Lb4	e5	15.	Lh3+	Kf5—f4
7.	Lb4—c5:	Dd6—c5:	16.	e3+	Kf4—f3
8.	Sg4—f6+	Ke8—f7	17.	e2+	Kf3—f2
9.	Tg3—g8	Kf7—f6:	18.	e1‡.	

* D. h. der Reserveturm wird auf f6 aufgestellt, nicht etwa Tb6—f6.

Räthsel.

Charaden.

I.

Von * * *.

Die Erste ist eine Fläche weit
Drauf Frühling blühet und grünt;
Die Zweite und Dritte bringt herbes Leid,
Wenn schlechten Händen sie dient.
Das Ganze stellet mit klugem Sinn
Die Erste dir auf dem Papiere hin.

II.

Von *, in * *.

Wenn 1 und 2 uns nahe ist,
Von Jung und Alt mit Freud' begrüßt,
Ergötzen 3, 4 unser Aug'
In Feld und Wald an Baum und Strauch.
Nicht jeder hat 1, 2, 3, 4,
Auch sind sie eben keine Zier,
Doch schmückt Dich goldnes Haar, Du Maid,
Sind 1, 2, 3, 4 auch nicht weit.
In 1, 2 mehren sie sich sehr,
Doch schwinden sie oft bald nachher.
Denn thun nichts, sie zu verscheuchen,
Du würdest es doch nicht erreichen.

Steigerungsräthsel.

Von W. H. in Halle.

Bist Du der Poesie, freu Dich des Lebens,
Freu Dich der Frische, der muthigen Kraft;
Werde nicht müde des eifrigen Strebens,
Glücklich der Mensch, der stets treulich geschafft.

Bist Du zugleich auch vom zweiten Grad Einer,
— Welches Gebiet es sei — sei es mit Lust!
Glaube mir sicher, ein Meister wird Keiner,
Der sich nicht stets ist des Zieles bewußt.

Fällt Dir nun ein, was Du neulich gesprochen,
Denkst Du an das, was vor kurzem geschah,
Ist auch die weitere Bahn dir gebrochen,
Steht auch der dritte Grad deutlich Dir da.

Buchstabenräthsel.

Von * * *.

p	h	a	t	k	t
u	e	b	h	a	h
.	.	.	.	.	.
.	.	.	.	.	.
u	d	n	s	n	e
r	e	t	e	z	r

In die beiden leeren Reihen sind Buchstaben zu setzen, so daß eine jede dieser beiden Reihen eine Blume ergiebt. Die senkrechten Reihen wissen dann ergeben:
1. Farbe. 2. Menge von Thieren. 3. Getränk. 4. Fluß. 5. Musikalische Figur. 6. Münze.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:
Der Charaden: I. Hausrath. — II. Gelbschnabel.
Der Logogriphe: I. Wimpel, Wimper. — II. Oberon, Borneo

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 14. Halle a. d. S., Sonntag 3. April. 1887.

Inhalt: Die Garnisonkirche in Berlin, ein Denkmal preußischer Geschichte. — Zur Geschichte der Meteorologie in Preußen. — Der deutsche Student. Ein Kulturbild aus den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts. (Forts.) — Haus- und Hauswirthschaft: Neue Kartoffel-Sorten. Von G. Dangers. — Schach. Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Ueber den Zustand der Arzneikunde vor achtzehnhundert Jahren. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Die Garnisonkirche in Berlin,

ein Denkmal preußischer Geschichte.

„Nachdem das hohe Kurhaus Brandenburg," so heißt es in einer bis zum Jahre 1743 geführten Chronik der in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin gelegenen Garnisonkirche, „mit vielem Segen und Ehre von der Gnadenhand des Allmächtigen überschüttet worden war, so nahete sich die Zeit, daß es mit dem Glanze einer königlichen Krone umleuchtet werden sollte. Es wurde Friedrich, bisher unter den Kurfürsten zu Brandenburg der dritte dieses Namens, den 18. Januar 1701 zum ersten christlichen Könige in Preußen zu Königsberg gekrönt. Kaum war dieses geschehen, so lenkte der König aller Könige das Herz dieses seines Gesalbten zu besonderer Sorgfalt in Beförderung der Ehre seines Namens und Erweiterung des Gottesdienstes in dieser Residenz. Da nun die Garnison-Gemeine sich in der sehr kleinen Heiligen-Geist-Kirche, und im Sommer mit dem dabei gelegenen Kirchhof bisher hatte behelfen müssen, so wurde ein Platz nahe am Spandauer Thor zur Erbauung einer neuen Garnisonkirche auf Allergnädigste königliche Ordre angewiesen. Durch Gottes Fügung konnte noch in eben diesem 1701sten Jahre am 24. September der erste Grundstein zur neuen Kirche gelegt werden."

Der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm I., vollzog die feierliche Handlung und that die üblichen drei Hammerschläge, während die ganze Garnison versammelt war. Der Bau der Kirche wurde eifrigst betrieben, sodaß die feierliche Einweihung am 1. Januar 1703 stattfinden konnte.

Noch im Jahre 1703 wurde der in unmittelbarer Nähe der Kirche belegene Stall für die Festungs-Bau-Pferde umgebaut und zur Garnisonschule, die bis dahin seit 1692 in einem Barackenhause am Spandauer Thor sich befunden hatte, mit drei Klassenzimmern und einer Dienstwohnung für den Lehrer eingerichtet. Bald darauf wurde auch nahe an der Kirche ein Lazareth und ein Waisenhaus errichtet, sowie zwei Häuser für die Prediger erworben.

Im Jahre 1706 schenkte der General-Major und Commandeur der Grenadier-Garde, von Tettau, der Kirche eine schöne silberne und vergoldete Kommunion-Kanne, auf welcher die Worte eingegraben waren:

„mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut,
mach's nur mit meinem Ende gut,"

welchem Geschenke er im Jahre 1708 noch zwei große silberne Altarleuchter folgen ließ. Aus dieser Kanne und den Leuchtern wurde 1722 eine große in- und auswendig vergoldete Kommunion-Kanne verfertigt, welche noch jetzt im Gebrauch ist.

Eine der ersten Beisetzungen von Leichen in dem Grabgewölbe der Kirche war die dieses Geschenkgebers, welchen am 11. September 1709 bei Malplaquet der Heldentod ereilt hatte.

Jahrelang stand die Kirche, bis ein dunkler Tag hereinbrach, der das Gotteshaus in Trümmer legte und eine große blühende Kinderschaar lebendig begrub.

Es befand sich nämlich vor der Kirche gerade gegenüber nahe bei dem alten Spandauer Thor, ungefähr an der Ecke der jetzigen Spandauer Straße, ein alter über hundert Fuß hoher Thurm mit Mauern über acht Fuß dick, von dem man annahm, daß er um 1150 von Albrecht dem Löwen erbaut sei.

In diesem alten Thurm war viel Kriegsmaterial aus den verschiedenen Feldzügen aufgehäuft. Namentlich aber diente er im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms I. als Pulvermagazin. Im Jahre 1720 kam der Befehl, den Thurm zu entleeren, um danach mit dem zur Stadterweiterung nothwendigen Abbruch desselben beginnen zu können. Montag den 12. Aug. 1720 waren zwölf Bombardiere damit beschäftigt, die Munitionsvorräthe aus demselben fortzuschaffen, als durch einen nicht aufgeklärten Zufall vormittags 10 Uhr das vorhandene Pulver explodirte, der Thurm mit furchtbarem Knall in fünf Stücke zerrissen wurde und diese, erst durch die Gewalt

Mannichfaltiges.

Ueber den Zustand der Arzneikunde vor achtzehnhundert Jahren.

So lautet der Titel des Antrittsvortrags von Rudolf Kobert, ordentlicher Professor der Pharmakologie und der Geschichte der Medizin zu Dorpat, welcher soeben, Halle 1887, im Druck erschien. Der Verfasser dieses Vortrags giebt eine lehrreiche Darstellung des Zustandes der Arzneikunde, d. h. der Arzneimittellehre vor achtzehnhundert Jahren, die, wenn sie auch nur geschichtlichen Werth hat, doch zeigt, wie richtig schon damals die Wirkungen der Arzneimittel von dem hervorragendsten Kenner derselben, Pedanius Dioscorides aus Cilicien, beurtheilt sind. Er war der erste Verfasser einer Pharmakopöe des römischen Kaiserreichs. Es ist, wie gesagt, kulturhistorisch interessant, daß die drei, durch naturwissenschaftliche Forschung hervorragendsten Männer jener Zeit, Columella, Dioscorides und Galenus, keine Römer waren. „Nicht in der verlumpten Hauptstadt, die doch der Mittelpunkt aller Bildung sein sollte, sondern nur in der Verbergenheit entlegener Provinzen leuchtete eben damals nur zuweilen noch ein Funker des Geistes auf. Wie mancher mag erloschen sein, weil die Hauptstadt ihn anzog und erstickte." Dioscorides entging diesem erstickenden Einflusse dadurch, daß er seine Studien in Asien, wahrscheinlich Tarsus machte. Sein Werk de materia medica (περὶ ὕλης ἰατρικῆς) enthält denn auch in 5 Büchern eine ungeheure Fülle von Kenntnissen, die er in seiner Heimath nicht vorfand, sondern nur dadurch sich anzueignen imstande war, daß er nach vollendeten Studien als Militärarzt in römische Dienste trat, und sowohl im Gefolge der siegreichen Legionen allmälig die gesammte damals bekannte Welt kennen lernte, als auch überall für Arzneimittel ein offenes Auge hatte, und das bei fortwährender Praxis theilweise selbst Erprobte, theilweise Erkundete zu einem geistig wohl abgerundeten Ganzen zu verarbeiten wußte. So kommt es, daß sein Werk alle früheren Versuche auf diesem Gebiete weit überragt und für die ganze medizinische Welt sechszehn Jahrhunderte lang eine Quelle des Wissens wurde, ja in gewissem Sinne noch jetzt ist — denn bei den türkischen Aerzten gilt bis auf den heutigen Tag das Arzneibuch des Dioscorides als der Inbegriff alles naturhistorischen Wissens.

Der Verfasser bespricht nur die Ansichten des Dioscorides und geht auf alle einzelnen Arzneimittel ein, wie sie Dioscorides in ihren Wirkungen auffaßt. Die Anordnung des Stoffes in der materia medica ist eine durchaus originelle. Während nämlich bisher die einzelnen Mittel entweder nach dem Alphabet oder nur nach äußeren Merkmalen angeordnet wurden, bemühte sich Dioscorides, sie nach ihrer Natur und Wirkung einzutheilen. Indem wir nicht näher auf die große Menge der Arzneimittel eingehen, die hier aufgeführt werden, sei nur noch bemerkt, daß schon zur Zeit des Dioscorides die Weine vielfach gefälscht wurden,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870403078/fragment/page=0001

des Pulvers in die Höhe geworfen, auf die nächsten Gebäude niederfielen. Die dickgemauerte Spitze des Thurmes schlug die Garnisonkirche in Grund und Boden darnieder, ein Stück zerstörte die Garnisonschule, andere Stücke trafen die benachbarten Häuser und die Heiligegeistkirche. Es fehlte nicht an wunderbaren Bewahrungen. Ein Soldatenkind in dem benachbarten Garnisonlazareth wurde in der Wiege von Schutt ganz bedeckt, aber doch unversehrt gefunden. Ein Schulknäbchen von sechs Jahren blieb unter einer Bank 24 Stunden lang liegen, wurde aber nachher am Winseln erkannt und lebendig hervorgezogen. Doch wurden in der Garnisonschule 35 Soldatenkinder im Alter von 4—11 Jahren höchst erbärmlich zerschlagen und zerquetscht, sodaß die Eltern sie an dem folgenden Tage nur an den zerrissenen Kleidern und daneben liegenden Büchern kümmerlich erkennen konnten. Außerdem wurden noch 34 Menschen, darunter der Garnisonküster, erschlagen und mehr als 40 schwer verwundet.

König Friedrich Wilhelm I. befahl kurze Zeit nach der Katastrophe den Neubau der Kirche, des Schulhauses, sowie den Bau eines Predigerwittwenhauses und ordnete speziell an, daß die neue Kirche auf derselben Stelle mit Hinzunahme des Grundstückes der Schule und eines Theiles des Festungsbauhofes errichtet werden sollte. Die Länge der neuen Kirche wurde auf 185 Fuß, die Breite auf 100 Fuß (inkl. der Mauern) und die innere Höhe (exkl. des Daches) auf 54 Fuß bestimmt. Außerdem sollte die Kirche 56 große und kleine Fenster und 8 große Thüren erhalten. Mit der Leitung des Baues wurde der Geh. Rath und Oberbaudirektor Gerlach betraut und noch im September 1720 mit dem Bau begonnen, der Ende Mai 1722 vollendet war. Auf Allerhöchsten Befehl fand die feierliche Einweihung der neuen Garnisonkirche am Sonntag den 31. Mai statt.

Einen Thurm hatte die Kirche nicht erhalten, dagegen waren über den Eingangsthüren runde Felder angebracht, in welchen sämmtlich sich ein der Sonne zufliegender Adler mit der Ueberschrift: Nec soli cedit (er weicht der Sonne nicht) befindet, welches Symbol auch das Siegel der Kirche erhielt.

Unter dem Felde der Mittelthür wurde die Inschrift:

Garnison-Kirche 1722

und über dem Mittelfenster in einem Schilde der königliche Namenszug mit der Krone angebracht.

Von der Kirche wird gerühmt, „zur Ehre Gottes und zum immerwährenden Nachruhm des Königs, daß seit der Reformation und also in Zeit von 200 Jahren keine so große, schöne und helle Kirche in der Kurmark Brandenburg erbauet worden." Noch jetzt ist sie die größte Kirche der Hauptstadt und ist keine so große wieder errichtet worden. Ein längliches Viereck, das Innere von acht kolossalen dorischen Säulen getragen, hat sie 3300 Sitzplätze, deren Zahl bei besonderen Gelegenheiten durch aufgestellte Stühle leicht auf 4500 und mehr erhöht wird. Die eigenthümliche Form des hohen Daches, in welchem ein ganzer Wald von Bäumen aufgethürmt ist, wählte der König, um die Kirche des Heeres auch in ihrer äußeren Gestalt der damaligen Form der Zelte ähnlich zu machen. Der Taufstein wurde noch von der vorigen Kirche herübergenommen. Er besteht aus einem großen sauber ausgehauenen Sandstein, der auf den vier Seiten mit Bildhauerarbeit verziert ist. Im ersten Felde zur rechten Seite erscheint die Taufe Jesu im Jordan durch Johannes; gegenüber im dritten Felde Jesus, wie er ein Kind mitten unter die Jünger stellt und spricht: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen;" das zweite und vierte Feld stellt die Liebe Jesu zu den kleinen Kindern dar, wie er sie umfaßt, herzt, küßt und segnet. Die bisherige Orgel genügte für den großartigen Bau nicht; sie wurde in die Nicolai-Kirche zu Potsdam gebracht und der König befahl die Beschaffung einer Orgel, die bis jetzt eine der größten und schönsten der Residenz geblieben ist. Sie wurde reich geschmückt mit Bildhauerarbeit in verschiedenen Kriegsrüstungen. Große Pauken des gräflich Wartensleben'schen Kavallerie-Regiments wurden zu derselben geschenkt; sie werden von zwei Kinderfiguren geschlagen; Engel lassen sich beim Spiel mit Regung der Flügel nieder und setzen die Trompeten in ihren Händen an und ab; in der Mitte statt der sonst häufigen Cimbel-Sterne stehen zwei Sonnen, denen zwei Adler zufliegen und die Flügel auf- und niederschlagen. Das großartige Werk hat 50 klingende Stimmen, welche zusammen 3214 große und kleine Pfeifen enthalten. Am ersten Weihnachtsfeiertage 1725 konnte die Orgel in Gegenwart des Königs eingeweiht werden; auch jetzt wird sie an den Festtagen nach dem Schlusse des Gottesdienstes so gespielt, daß die Adler, die Kinder, die Engel thätig sind, wie denn dies Orgelwerk für Fremde als eines der Wahrzeichen Berlins gilt.

Unter der Kirche wurde 1723 und 1740 ein großes Begräbniß-Gewölbe angelegt, in welchem seitdem eine ganze Geschichte begraben ist. Die Helden des siebenjährigen Krieges, die Feldmarschälle von echtem Schrot und Korn aus der Zeit des großen Soldatenkönigs, Berlins berühmteste Stadtkommandanten — sie alle schlummern hier unten und erst die Ueberfüllung der Gewölbe hat im Jahre 1812 den Schluß derselben herbeigeführt. Eigenthümlich ist, wie so manches aus jener Zeit, die Grabstätte, eigenthümlich die Konservirung der Leichen. Nicht in einzelnen größeren oder kleineren Gewölben sind die Verstorbenen beigesetzt. Rund um die Kirche läuft ein breiter, zusammenhängender Gang, während der mittlere dazwischenliegende Theil des Fundaments fest vermauert ist. In diesem Gange nun stehen dicht nebeneinander, in Reih und Glied, die Särge der Verstorbenen, ohne äußeres Abzeichen, ohne Gedenktafel und Schmuck. Die Leichen aber, die sich in dieser großartigen Grabkammer vorfinden, sind alle wohl erhalten und vollständig mumifizirt. Die kleinen offenen Fensterchen, die von allen Seiten die Luft zulassen, müssen diese Wirkung hervorgebracht haben. Da liegt mild lächelnd in seinem Talar der Feldpropst Gedicke, da liegen sie in ihren Uniformen: Keith, Grumbkow, Natzmer, Wartensleben (ausnahmsweise mit seiner Familie), Schmettau, Schwerin, Dohna, Hülsen, Willich-Lottum, Schorlemer-Alst, Kalkreuth, Maltitz und viele, viele andere, von deren Grabstätten kein Mensch, selbst nicht die eigenen Nachkommen eine Ahnung hatten. Als

Eine dritte Forderung ist die auf Säbel; wenn diese scharf fassen, was jedoch nur sehr selten der Fall ist, so setzt es ordentliche Wahrzeichen, gewöhnlich fallen aber nur „Flüchtlinge", die zwar brennen und auflaufen, doch bald ohne Spuren verschwinden. — Diese Forderungen waren in Halle commentmäßig; nach gegenseitiger Konvention konnte man auch andere stellen, wie: ohne Binden und Bandagen, die bedeutend gefährlicher waren; auf einen Gang, in welchem Falle die Gegner solange, ohne Dazwischentreten der Sekundanten, fortschlugen, bis der Eine, durch Wunden oder durch Ermattung am Weitergehen verhindert, selbst Halt rief. Die Sekundanten sprangen nur ein, wenn die Mützen abfielen, eine Klinge sprang, oder einer von beiden unfähig zum Haltrufen niederfiel.

Duelle auf Pistolen, Stoßwaffen und Korbschläger kamen nur äußerst selten vor, und dann gewöhnlich mit Studenten anderer Universitäten. Von einem physisch zum Schlagen Untüchtigen mußte der Beleidiger Pistolen annehmen; mit fremden Studenten wurde halb nach halleschem, halb nach dem Comment jener gepaukt. —

Schnabel ging auf zwölf Gänge los; er war der Beleidiger, — hatte gestürzt oder aufgebrummt — der Sachse gefordert und daher Satisfaktion zu nehmen. Zu unseres Paukanten größtem Verdruß nahm der vielleicht plötzlich vom Heimweh Befallene nach dem sechsten Gange Satisfaktion; Schnabel schlug auch, obwohl leider nur flach, unbarmherzig auf ihn los und war an Körperkraft ihm weit überlegen. Mit Lob überhäuft und des Namens „Fuchsmajor" würdig erklärt, zog Schnabel ab und ruhte auf seinen Lorbeeren; wie mag es aber seinem Gegner ergangen sein? Andern Tags trug er wenigstens statt der blauen Mütze mit Silber eine einfache grüne. (Forts. folgt.)

Land- und Hauswirthschaft.

Neue Kartoffel-Sorten.

Von G. Dangers, Sekretär des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Hamburg.

In jedem Frühling werden in den Spezial-Katalogen der unermüdlichen Kultivatoren der Kartoffel neue Sorten empfohlen, während manche ältere von der Bildfläche verschwinden. Einzelne dieser neu gezüchteten Varietäten sind ohne Zweifel gut, obwohl wenige davon zu allgemeinem Ansehen als Speise-, Brenn- oder Futterkartoffel gelangen. Es mangelt den Neuherten nicht etwa an unterscheidenden Merkmalen der Farbe, der Größe, der Form und der Reifezeit; wohl aber fehlt den meisten die angepriesene Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, oder die Eigenschaft des reichen Ertrags oder die Schmackhaftigkeit oder ein hoher Stärkegehalt.

In der Regel sind die Erzeugnisse des Gartenbaues, welche auf den Ausstellungen die höchsten Preise erzielen, auch für den Genuß die besten; bei den Kartoffeln ist solches jedoch selten der Fall. Im Gegentheil sind manche als besonders schön ins Auge fallende Kartoffeln nicht gut von Geschmack und andere weniger ansehnliche Varietäten besitzen diese Eigenschaft in hohem Grade. Ueberhaupt giebt es trotz der fortwährenden Einführung neuer Kreuzungs-Kartoffeln nur wenige Varietäten, welche billigen Ansprüchen genügen. Dessenungeachtet sind die vielen Versuche, welche zur Gewinnung neuer, besonders widerstandsfähiger Kartoffel-Sorten angestellt werden, von hoher Wichtigkeit, weil es nur auf diesem Wege möglich ist, dem Ziele näher zu kommen.

Bekanntlich ist unsere Kartoffel — Solanum tuberosum —, von welcher alle die kultivirten Varietäten abstammen, auf der Bergkette der Andes einheimisch, wo der Regen fast unbekannt ist, woraus die Degeneration dieses Gewächses in den feuchteren Klimaten theilweise erklärlich wird. Es giebt jedoch einige andere Kartoffel-Sorten, welche bis auf die neueste Zeit in Europa nicht angebaut worden sind. Eine davon ist das Solanum maglia. Diese Varietät ist durch Darwin in dem Chonos-Archipel (44° s. Länge und 46° s. Breite) entdeckt und deshalb bemerkenswerth, weil sie in dem feuchten niedrigen Marschboden an der Küste wild vorkommt. Eine dieser ähnliche wilde Varietät ist durch den bekannten Kunst- und Handelsgärtner W. Sutton in Reading mit Reading Russet, Paterson's Viktoria, Walkers Regent und einigen anderen bekannten Sorten gekreuzt worden.

Zu diesem Zwecke waren die rothschaligen Knollen der wilden Varietät, von welcher noch niemals Samen gewonnen worden, in Töpfen zur Blüthe gebracht, welche durch Samenstaub der obigen Sorten befruchtet wurde. Drei vollständig entwickelte Beeren mit ausgebildeten Körnern wurden davon geerntet und letztere im Frühling 1885 ausgesäet. Während nun die Knollen der wilden Varietät nur die Größe von Tauben-Eiern hatten, waren die Knollen der Kreuzung 8 bis 12 an jeder Pflanze bereits erheblich stärker. Gekocht waren sie von erster Qualität zum Essen.

Die von 23 Pflanzen im Jahre 1885 geernteten Knollen wurden im Frühjahr 1886 ausgesetzt. Eine Anzahl von Autoritäten auf dem Gebiete der Pflanzenkunde und der Kartoffel-Kultur, darunter Dr Hogg, Dr Masters, Mr. Shirlye Hibberd besuchte das Versuchsfeld und konstatirte die günstigen Resultate dieses Experiments. Es wurden von 15½ Unzen der Kreuzung mit Reading Russet 122 Pfd. an Knollen gewonnen. Die Form und Qualität derselben läßt nichts zu wünschen übrig, sowie auch die Hybriden der wilden Varietäten mit bekannten kultivirten Sorten sehr erfolgreich gewesen sind.

Die Veranstaltung der obigen Kreuzung würde nicht möglich gewesen sein, wenn nicht die wilden Formen der Kartoffelpflanze in dem kgl. botanischen Garten in Kew gezogen wären. Außerdem interessirt sich die englische Aristokratie nach dem Beispiele der Königin und des Prinzen von Wales sehr für die Fortschritte der Landwirthschaft und des Gartenbaues. In diesem Falle hatte der Earl Cathcart die Firma Sutton in Reading zur Hybridisirung der wilden Kartoffel veranlaßt und mit dem nöthigen Material versorgt.

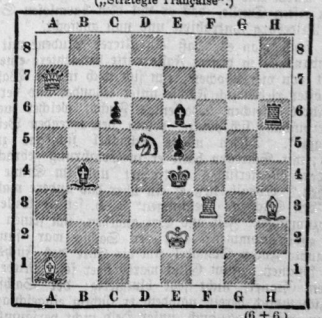
Die deutschen Kartoffelzüchter, welche sich solcher Patronisation nicht erfreuen, haben durch eigene Kraft von kleinen Anfängen aus nicht mindere Erfolge erreicht, als ihre englischen Berufsgenossen und darf ihnen diese Anerkennung nicht versagt werden.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 233.

Von E. Pradignat in Lusignan.
(„Stratégie française".)



(6 + 6.)

Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

Bei der Aufgabe Nr. 232 in voriger Nr. sind hinter dem Namen „Vincenz Schiffer" durch ein Versehen die Worte „in Wien" fortgelassen worden, die wir nachzutragen bitten.

Lösungen.

Aufgabe Nr. 224. Von Karl Traxler in Budweis. Weiß (9): Kd1, Ta8, Te6, Se4, e4, Bb6, d2, f7, g4; Schwarz (10): Kd4, Dh8, Tn5, Lg1, g8, Bb4, d5, e3, f4, g7; 3 Züge.

1. Se4—c5 g7—g5 2. Te6—c4† d5—c4: (Kd4—c5:) 3. Se5—f3, Da8—e8‡.

daß nicht einmal die Reichen ihn rein bekamen. Ja, Plinius sagt, man sei so weit gekommen, daß nur die Etiketten der berühmten Weinfirmen gekauft wurden und der Wein schon in der Kneipe gepantscht werde. Er gab Methoden, neuem Wein binnen 14 Tagen den Geschmack von 10 Jahre altem zu geben. Das Gypsen der Weine war schon damals bekannt, und Dioscorides sagt von demselben, „daß er die Nerven schädigt, schweren Kopf erzeugt, erhitzt und der Blase nachtheilig ist."

Neuere Bearbeitungen dieses für seine Zeit hochwichtigen Schriftstellers nach pharmako-therapeutischen Gesichtspunkten fehlen leider gänzlich, obgleich man rühmlich bestrebt gewesen ist, von botanischer Seite Dioscorides auszulegen. Auch eine deutsche Uebersetzung mit nebengedrucktem griechischen Text und sachlichen Anmerkungen würde das eingehendere Studium dieses im Urtext den heutigen Medizinern schwer verständlichen Autors wesentlich fördern. Die einzige bis jetzt vorhandene und noch dazu sehr seltene Verdeutschung des Dioscorides führt folgenden Text, der der Merkwürdigkeit halber mitgetheilt ist: „Kräuterbuch des uralten und in aller Welt berühmten griechischen Skribenten Pedacci Dioscorides Anazarbaei von allerlei wohlriechenden Kräutern, Gewürzen, köstlichen Oelen und Salben, Bäumen, Harzen, Gummis, Getraydt, Kochkräutern, scharpffschmeckenden Kräutern und anderer, so allein zur Arzney gehörig, Kräuterwein, Metallen, allerlei Erden, allem und jedem Gift, viel und mancherlei Thieren und derselbigen heilsamen und nutzbaren Stück. In sieben sonderbar Bücher unterschieden. Erstlich durch Joannen Banzium von Ast, der Arzenei Doktorem, verteutscht, nunmehr aber aufs neue übersehen, verbessert, und mit lebhaften Figuren verziert. Mit Kayl. Maj. Freiheit nit nachzudrucken. Getruckt zu Frankfurt a. M. durch Erasmum Kempfern, in Verlegung C. Corthoys. Anno 1614, 1626 und 1654."

Literatur und Kunst.

* Als ein empfehlenswerthes Gelegenheits- oder Festgeschenk verdient das im Verlage von Eduard Anton in Halle erschienene Buch „Weihestunden;" eine Auswahl christlicher Dichtungen von F. G. Tauer, evangel. Pfarrer zu Domnitz. Ephorie Könnern, in Erinnerung gebracht zu werden. Das Buch enthält köstliche Perlen edler Dichtung. Aus allem weht uns große Tiefe der Empfindung, wahrhafte Frömmigkeit und Gottergebenheit entgegen. Der Besitzer des Buches wird daran einen festen Hort, Trost und Hoffnung haben in allen Lagen des Lebens. Der Verfasser hat es verstanden, die rechten Saiten eines empfänglichen Kindesgemüthes anzuschlagen, den Accord, den Dreiklang, der sich in reine Harmonie auflösen muß. Es sollte dieses schöne Werkchen in keiner guten Bibliothek und in keinem Bücherschatze einer christlichen Familie fehlen.

* Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner, herausgegeben

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870403078/fragment/page=0002

Satisfaktion? Abbitte — dem Gegner auferlegte Geld- oder Gefängnißstrafe! Hält es, oder sollte es der in's öffentliche Leben Getretene unter seiner Würde halten, bei Ehrenkränkungen zur Angeberei seine Zuflucht zu nehmen, um wie viel mehr dann der Student, der im jugendlichen Alter sich über so vieles, was jenen bindet, hinwegsetzt, sich in der Führung der Waffen geübt hat — die Fechtboden und Fechtübungen sind überall erlaubt — weder Familie noch ein Amt besitzt!

Verwerfen wir aber jenen Weg, so bleibt nur gänzliches Ignoriren des angethanen Schimpfes, oder Selbsthilfe übrig. Zu ersterem mag nicht jeder hinlängliche Langmuth und christliche Geduld haben, er greift also zu letzterer. Hier stehen ihm manche Mittel offen, er kann verbaliter und realiter, durch Schimpfen und Schmähungen, durch Prügel oder — wie wir leider erfahren — durch hinterlistig meuchelmörderisches Auflauern und Ueberfallen sich Genugthuung verschaffen wollen. Handgreifliche Demonstrationen wird jeder erwidern, es entstünden sonach förmliche Schlägereien, da die Anwesenden und Dazukommenden eine Partei pro oder contra ergreifen würden. Verabscheuet doch der bessere Theil unter den Arbeitern und Handwerkern diese Selbsthilfe, sollten die gebildeteren Studenten ihnen nachstehen? Und thaten sie dieses — wie es leider auch geschehen — was waren die Folgen? Dolchstiche, Lähmungen, ja Todtschlag!

Vertheidigen wir daher insofern das Duell, als es nicht übertrieben, nicht wegen jeder lächerlichen Kleinigkeit vollzogen wird. Zu dem Ende wären die bei vielen Landsmannschaftern — die sich von einer Verbindung nie, oder höchst selten unter einander duellirten — und bei den Burschenschaften durchgehends eingeführte Ehrengerichte sehr zweckmäßig: es durfte kein Duell vor sich gehen, bevor es vor jenem, aus geachteten Studenten gebildeten Gerichte verhandelt und von ihm genehmigt war. Viele sonst stattgefundene Duelle wurden, weil die Kontrahenten sich lächerlich zu machen, oder für unverbesserliche Raufbolde gehalten zu werden befürchteten, gar nicht vorgebracht und also nicht vollzogen, andere wurden durch Vernunftgründe und Vermittelungen rückgängig gemacht. Die Burschenschafter gingen hierin oft zu weit, statt den gegenseitigen Haß zu besänftigen, fachten sie ihn durch Verweigerung der begehrten Satisfaktion noch mehr an und bewirkten dadurch öfter, daß die Unversöhnlichen Waffen von Corps, oder Pistolen wählten.

Auf die verschiedenen Arten der Duelle werden wir später noch kommen, suchen wir selbst unsern Fuchs Schnabel wieder auf, dessen Ansichten über jene streitigen Punkte wir nicht genau zu kennen behaupten, doch das versichern können, daß er nicht geradezu ein Feind, später sogar ein Freund vom Duelliren wurde und dies oft bethätigte. Folgen wir ihm jetzt zu seinem ersten Duelle, das er mit dem harmlosen Sachsenfuchse in Reideburg kontrahirte und nun ausfocht.

Selten fand man es, daß ein älterer Student mit einem Fuchse anband — in diesem Falle hatte der letztere eine gesetzliche Frist von vier Wochen, um sich noch in den Waffen zu üben — öfter rieben sich Füchse unter einander und versuchten sich mit ihres Gleichen. Derjenige Fuchs, welcher zuerst bei seiner Verbindung sich paukte, bekam den ehrenden Beinamen „Fuchsmajor". Diesen wollte Schnabel sich gar zu gern erwerben; mit Schrecken hatte er in Erfahrung gebracht, daß auch andere Märkerfüchse kontrahirt und im Sinne hatten „loszugehen," deshalb ließ er ein über das andere mal seinen Gegner, den Sachsen, „bestimmen" d. h. seinen Willen, das Duell abzumachen, Zeit und Ort angeben, um seinen Nebenbuhlern zuvorzukommen; aber der Sachse war saumselig; schon glaubte Fuchs Schnabel um die Ehre des Fuchsmajortitels zu kommen. Zum Glück waren aber seine Mitbewerber, wie deren Gegner, nicht sehr blutgierig; der Sachsenfuchs erklärte sich endlich bereit, nachdem er tüchtig eingeschlagen und zerschlagen war, was auch unser Held nicht versäumte, und die Paukerei wurde auf den folgenden Tag bestimmt.

Obwohl Freund Felix durchaus nicht furchtsam war, so regte sich doch während der Nacht, die er meist schlaflos zubrachte, noch mehr aber am andern Morgen ein gewisses Etwas in ihm, das fast wie Beklemmung, wie eine heimliche Angst sich andeutete. Ermuthigt wurde der beinahe Eingeschüchterte durch das Erscheinen seines Sekundanten, der die Sache ganz leicht nahm, noch einige Gläschen Schnaps mit dem Abzuholenden leerte und durch seine Gleichgiltigkeit und Ruhe diesem imponirte, daß er jene Eigenschaften selbst wieder gewann. Der Weg führte sie nach der Blutkammer, einem finstern Gemache nach hinten, wo gewöhnlich der Sicherheit wegen gepaukt wurde und schon viel Blut vergossen war: daher der Name. Der Gegner war schon am Platze, jedoch in einer Nebenstube, der Arzt erschien auch, verbarg sich aber in einem Nachbarhause und nun wurde zum Anziehen geschritten. Diese Vorbereitung ist abschreckend, langweilig und entmuthigend. Lederne, stark wattirte Hosen — Paukhosen — die hinten zugeschnallt werden, decken Unterleib und Schenkel; um den Hals wird eine fast fußhohe Binde — Paukbinde — gelegt, die die freie Bewegung des Kopfes und Halses hemmt, aber — undurchschlagbar ist. Der Kopf wird je nach der geschärften Forderung auf zwölf oder vierundzwanzig Gänge mit einer wattirten, mit großem, festem Schild versehenen Mütze, an welcher die Farben der Verbindung, oder mit einem breiträndrigen Hut — Paukhute — bedeckt. Der linke Arm wird gewöhnlich hinten an die Paukhose gebunden, der rechte dagegen verlangt die mühseligsten Vorkehrungen. Die Gelenke an der Hand und an dem Ellenbogen werden mit geflochtenen und fest gedrehten seidenen Tüchern — Würsten — kunstgerecht umwickelt, dann noch mit seidenen Tüchern umwunden. Hierüber wird — wenigstens in Halle — der lederne, bis über den Ellenbogen reichende Fechthandschuh — Stulp — gezogen und nochmals an den gefährdeten Gelenken mit seidenen Tüchern überbunden.

Jetzt ist der Paukant angezogen und zur Ehrenreinigung bereit. Ritterlich und lächerlich, einem Popanz oder einer Vogelscheuche ähnlich tritt er von seinem Zeugen geführt, der den rechten Arm unterstützt und nach jedem Gange hält, auf den Kampfplatz. Sein Zeuge steht als tröstender, ermuthigender, rathender Genius auf seiner Rechten, hält den blinkenden, scharfen Schläger, den er nach jedem Gange, während dessen er sich aus der Schußweite entfernt, wieder abnimmt, und im nöthigen Falle den in Unordnung gerathenen Anzug seines Paukanten wieder ordnet. Die Sekundanten nehmen die Mensur — die zwischen beiden Duellanten nöthige Entfernung — welche der Unparteiische, ein aus einer unbetheiligten Verbindung gewählter Schiedsrichter, mit Kreide bezeichnet, später die gemachten Gänge aufzeichnet und in streitigen Fällen entscheidet. Der Sekundant stellt sich dem Duellanten zur Linken, ihn mit seinem Rapiere — was zwar untersagt — so viel als möglich deckend. Nachdem dies alles in Ordnung, kommandirt der Sekundant des Beleidigten: „Auf die Mensur!" — „Ergreift die Waffen!" — Nach diesem Kommando ergreifen die Bejdigten die Schläger und bekommen dadurch neuen Muth und neuen Haß. — „Legt euch aus!" — „N. N. haut aus!" Dies ist das hallesche Kommando, demzufolge ein Bestimmter den Aushieb thun muß. Glaubt einer der Sekundanten, daß ein Hieb „gesessen" so ruft er „Halt!" springt ein und bringt die Kämpfenden auseinander. Hierdurch ist ein Gang beendigt, deren zwölf und vierundzwanzig gemacht werden, oft mehr, indem ein Gang, in welchem nichts gesessen, nicht „zieht". Bei einer Forderung auf zwölf Gänge werden die Paukanten von den Sekundanten untersucht, ob ein scharfer Hieb gesessen hat — neun Zehntel fallen in der Regel flach — und ob er in diesem Falle „Anschiß" ist. Ein Hieb nach dem Haltrufen — Nachhieb — gielt nicht mehr hierfür, ebensowenig wie der, welcher vor dem gesetzlichen Aushiebe fällt. Ist die Wunde wenigstens einen Zoll lang, durch drei Häute gedrungen und blutet sie, so ist es „Anschiß", erhält diesen der Beleidiger, so ist das Duell vorbei — die Suite ex, — der Beleidigte kann noch einen zweiten verlangen, doch steht es ihm auch frei, nach dem ersten oder, selbst wenn durchaus nichts herausgekommen, nach jedem Gange von dem sechsten an, Satisfaktion zu nehmen. Dies geschieht eben so häufig, als daß in allen zwölf Gängen nichts Blutiges fällt.

Eine andere Forderung ist auf vierundzwanzig Gänge mit Mützen. Man kann hier auch Satisfaktion nehmen, oder alle Gänge abmachen — ein mühseliges Geschäft — wobei jedoch nicht untersucht und kein Anschiß erklärt wird. Will ein Paukant nach einer erhaltenen Wunde — es kommen deren bisweilen recht anständige vor, da die Schläger scharf geschliffen und ein nur etwas abgestumpfter oder beschädigter gegen einen neuen vertauscht wird — noch „weiter gehen", so wird der Rath des Doktors eingeholt, dieselbe müßte denn zu unbedeutend sein.

nach der Schlacht von Jena die französischen Truppen in Berlin eingerückt waren, wurden von ihnen auch diese Särge erbrochen, um den Todten etwaige Kostbarkeiten, die Liebe und Verehrung ihnen in die Gruft mitgegeben, zu rauben; 1874 aber wurde durch kaiserliche Ministerialen Ordnung in das bis zum Eingang gefüllte Grabgewölbe gebracht. Bei dem Sarge Keiths steht mit Kreide an die Wand geschrieben der Name des Helden. Er liegt in Uniform mit dem Orden völlig erhalten, ja man will noch den Schuß in der Brust erkennen, an dem er gestorben.

So sah die Kirche die Tage des großen Königs. Er selbst, Friedrich II., schenkte ihr zwei silberne in- und auswendig stark vergoldete Kelche mit den dazu gehörigen Patenen, welche bis gegenwärtig im Gebrauch geblieben sind. Am 11. Nov. 1745 ließ er durch die Garde du Corps 79 Fahnen und 8 Standarten, welche dem Feinde bei Hohenfriedberg und Soor entrissen waren, in die Garnisonkirche bringen und zur Erinnerung göttlicher Hilfe und Ehre darin aufhängen. Am 6. Jan. 1746 brachte das Corps der Königlichen Garde zu Fuß noch 13 Fahnen und 4 Standarten, welche bei Kesselsdorf gewonnen waren, in die Kirche. Unerwiesen ist, ob später in der Franzosenzeit diese in der Kirche befindlich gewesenen Fahnen geraubt oder gerettet wurden, obgleich viel dafür spricht, daß sie sich gegenwärtig unter den Trophäen im Zeughause befinden.

In Erinnerung an die glänzenden Siege, die der König erfochten, schmücken noch fünf große Bilder von B. Rode die Kirche und feiern in allegorischen Figuren die Helden, die Führer zu den Siegen.

Schwerin fällt mit der Fahne in der Hand, die Siegesgöttin setzt dem Sterbenden den Kranz auf; Kleist's Urne auf einem Grabmal, über ihr weint die Göttin der Freundschaft; Winterfeld's Brustbild auf einem Monument, die Heldenmuse sitzt davor und schreibt seine Thaten nieder; Keith's Urne wird von der Göttin des Ruhmes mit Lorbeeren umwunden; die Standhaftigkeit, auf eine abgeflutzte Säule gelehnt, krönt Zieten's Urne, worauf sein Bildniß, mit einem Sternenkranz, auf dem Grabmal liegt die Tigerdecke des Feldherrn, unten an demselben ruht ein Löwe. Nur mit Mühe wurden diese Bilder in der Unglückszeit des Vaterlandes im Holzstall des Garnisonpredigerhauses vor den Franzosen geborgen und gerettet.

Schien es doch, als ob diese nach ihrem Einrücken in Berlin nach der Schlacht bei Jena vorzugsweise gegen dieses Gotteshaus ihren Haß gerichtet hätten. Sie verwandelten die Kirche in ein Heu- und Branntwein-Magazin, wozu sämmtliche Bänke im unteren Theile der Kirche entfernt wurden. Erst im Febr. 1808, als der Inhalt des Magazins aufgebraucht war, wurde die Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche zurückgegeben, aber freilich in dem traurigsten Zustande, die Fenster fast sämmtlich zerschlagen, das Pflaster des Fußbodens zerstört, die Orgel fast unbrauchbar, das ganze Innere des Gotteshauses von Schmutz bedeckt und von Sperlingen in Menge durchflogen.

Die Zeit der Erhebung des preußischen Volkes kam und die Räume der nothdürftig wieder hergerichteten Garnisonkirche erschallten wieder vom Lobgesang des Gottes, der

nach langer Schande Nacht uns Allen
in Flammen aufgegangen war.

Der siegreich heimgekehrte König Friedrich Wilhelm III. ließ auf die Bitte des Garnisonpredigers Ziehe Anschläge zur durchgreifenden Erneuerung der Kirche, welche die Spuren der Verwahrlosung in den Zeiten des Krieges nur zu deutlich an sich trug, machen und genehmigte sie trotz der enormen Kosten, schenkte auch selbst der Kirche ein von Begas gemaltes Altarbild, Jesus in Gethsemane am Oelberge vorstellend, ferner zwei große gußeiserne Kandelaber, zwei dergleichen Leuchter und Kruzifix für den Altar, welchen letzteren sowie die Kanzel die Großfürstin, spätere Kaiserin von Rußland (Schwester des Königs) mit einer blauen und mit silbernen Sternen geschmückten Decke zierte.

Während des Umbaues hatte der Gottesdienst in der Neuen Kirche auf dem jetzigen Schillerplatz stattgefunden. Am 29. Okt. 1817, beinahe hundert Jahre nach ihrer Erbauung, in den Tagen des 300jährigen Jubiläums der Reformation, wurde die Kirche wieder eingeweiht. Der König erschien mit dem ganzen Königlichen Hause und die Prinzen und Prinzessinnen legten Lorbeerkränze an den Stufen des Altars im Gotteshause des Heeres nieder, durch dessen glänzende Siege das Vaterland befreit worden war.

Am 30. Nov. 1817 fand in der Kirche die Aufstellung der Gedächtnißtafeln für die Ritter des Eisernen Kreuzes statt, zu welcher sämmtliche in Berlin anwesende Ritter versammelt waren. Die Inhaber der Kreuze am weißen Bande hatten in der Kirche auf den Emporen Platz zu nehmen und dort den Zug der Ritter des Kreuzes am schwarzen Bande zu erwarten, welche sich im Ritterzaale des königlichen Schlosses versammelt und von hier aus den feierlichen und militärisch geordneten Zug in die Garnisonkirche angetreten hatten. Nach der Predigt begaben sich die königlichen Prinzessinnen an den Altar, wo die Gedächtnißtafeln aufgestellt waren, und bekränzten dieselben unter dem Donner der im Lustgarten aufgestellten Kanonen. Die damals aufgestellten Gedächtnißtafeln, welche auch die Namen der Vertheidiger Kolbergs enthalten, sind noch jetzt dieselben.

Im Jahre 1835 schenkte der König der Kirche ein zweites großes Altarbild von Hensel, Christum vor Pilatus darstellend, damit sein christliches Heer unter allem kriegerischen Glanze nie des Wortes des Heilandes vergäße: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Auch Friedrich Wilhelm IV. erwies der Kirche seine Huld. Er ließ ihr einen Marmor-Altar unter glänzendem Dache erbauen, an dessen Giebel das Kreuzeszeichen des Kaisers Konstantin in verschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christi (Ch. R.) ein Sinnbild der Siegeskraft christlicher Krieger giebt.

Im Jahre 1855 tagte der deutsche evangelische Kirchentag in der Garnisonkirche. Im Jahre 1857 vereinigten sich hier evangelische Christen aus allen Ländern der Erde, um in den

von Dr Otto Dammer. Mit Farbendrucktafeln und Holzschnitten. Stuttgart, Verlag von Otto Weisert. Das Unternehmen wendet sich an die weitesten Kreise, deren Bedürfniß und Fassungsgabe es durch gemeinverständliche Behandlung des Stoffes entgegenkommt. Vor anderen derartigen Sammelwerken will es sich durch eine gleichmäßige und einestheils lückenlose, anderentheils Wiederholungen vermeidende Bearbeitung der einzelnen Zweige der Naturwissenschaften hervorthun. Um jeder von ihnen Luft und Licht zu gewähren, werden die einzelnen Disziplinen besondere Bände füllen. Die Bibliothek wird sich auf das ganze weite Gebiet der Naturwissenschaften erstrecken, daher auch auf den Menschen selbst und seine tausendfachen Beziehungen zu der ihn umgebenden Natur eingehen. Besondere Beachtung wird auch dem Wie der Forschung geschenkt werden, weshalb nicht nur auf die Geschichte der einzelnen Fächer zurückgegangen, sondern der Forscher auch in seinem eigensten Heim, dem Laboratorium, der Sternwarte, dem Museum, oder wie sonst seine Arbeitsstätte heißen mag, aufgesucht werden soll. Die Bibliothek wird mit 60 bis 70 Lieferungen (Lex.-Okt. 64 S.) zum Preise von je 1 M. abgeschlossen sein. Mit der „Physiologie oder die Lehre von den Lebenserscheinungen im menschlichen und thierischen Körper. Von Dr S. Rahmer in Greifswald" hat das beschriebene Unternehmen einen recht verheißungsvollen Anfang genommen, indem der Verfasser mit Glück bemüht gewesen ist, gleichzeitig den Ansprüchen auf Gründlichkeit und auf Lesbarkeit Rechnung zu tragen. Die Ausstattung ist recht gut; zur Erläuterung des Vorgetragenen (Lehre vom Stoffwechsel, thierische Wärme, Physiologie der Muskeln, Nerven rc.) sind viele Abbildungen eingefügt worden.

* Kompendium der praktischen Medizin von Sanitätsrath Dr Kunze. 9. Aufl. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. Dieses Buch ist nun schon in neun Auflagen, deren jede 5000 Exemplare zählte, also im ganzen in 45,000 Exemplaren verbreitet. Auf einen solchen Erfolg darf der Verfasser des Werkes, den auch die Saale-Zeitung zu ihren Mitarbeitern zählt, gewiß mit großer Genugthuung blicken, denn einen gleichen dürften wohl nur sehr wenige wissenschaftliche Werke größeren Umfanges aufzuweisen haben. Außer dem Erfolge sprechen aber, wie zu unserer Kenntniß gekommen ist, für den Werth und die Brauchbarkeit des Buches auch noch die schmeichelhaftesten Beurtheilungen erster medizinischer Autoritäten sowie der Umstand, daß es bereits in die meisten lebenden Sprachen übersetzt worden ist. Das Buch ist und wird auch in Zukunft ein werthvolles Stück der medizinischen Literatur sein.

* Von E. Hofmann, Die Schmetterlinge Europa's (komplett in 22 Lieferungen à 1 M.) liegen uns nunmehr die Lieferungen 6—10 vor. Wir können nur wiederholen, was wir schon früher über dieses Werk bemerkten, nämlich, daß dasselbe wegen seiner vorzüglichen Ausstattung verdient, allen Schmetterlingsfreunden auf das Wärmste zur Anschaffung empfohlen zu werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870403078/fragment/page=0003

verschiedensten Zungen ihre Einheit in dem Bekenntnisse zu dem Evangelio auszusprechen. Selbst in türkischer Sprache wurde der Sieg des Evangelii verkündigt durch einen armenisch-evangelischen Geistlichen aus Konstantinopel. Dem Könige von Preußen wurde gerade in dem Gotteshause, in welchem dem irdischen Schwerte der Hohenzollern so oft Sieg erfleht war, der Dank ausgesprochen für das, was die Könige von Preußen auf dem ganzen Erdboden gewirkt haben in Schutz und Schirm für das evangelische Bekenntniß, für Toleranz, Gewissensfreiheit und alle die anderen hohen geistigen Güter, welche auf dem Boden des evangelischen Christenthums entsprossen sind. Der Schlußgottesdienst, in welchem Evangelische aus den verschiedensten Völkern und Zungen unter Posaunenklang das „Nun danket alle Gott" anstimmten, gehört zu den großartigsten Feiern, die je in einem evangelischen Gotteshause der Erde begangen sein mögen.

Unter des jetzt regierenden Königs Majestät, dessen Königsdiadem zur deutschen Kaiserkrone erstarkte, sah die Kirche glorreiche Tage. Im Jahre 1864 wurde der Sieg über die Dänen, im Jahre 1866 wurden die Siege im österreichischen Feldzuge, im Jahre 1870 und 71 die großen Thaten im Feldzuge gegen Frankreich gefeiert. Kurz nach seiner Krönung hatte König Wilhelm eine gründliche Restauration des Kirchengebäudes befohlen. Die Kirche war in ihrer äußeren und inneren Erscheinung eine ganz neue geworden, als sie am 8. Nov. 1863 dem gottesdienstlichen Gebrauch feierlich wieder übergeben wurde.

Besonders erhebende Feiern in dieser Kirche waren in der Folge der Dank- und Friedensgottesdienst am 18. Juni 1871, der gehalten wurde in Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers und der königlichen Familie, vieler deutscher Fürsten, der Heerführer und einer ungeheuren Menschenmenge, welche die Kirche nur zum Theil zu fassen vermochte; ferner am zweiten Pfingsttage 1872 die kirchliche Neuweihung der Fahnen und Standarten der in Berlin anwesenden Truppentheile, welche mit Ehrenschleifen oder dem eisernen Kreuze in der Fahnenspitze für den Krieg 1870—71 dekorirt worden waren. Im ganzen umstanden bei dieser Feier 27 Fahnen und Standarten den Altar.

Am 2. Juni 1872 feierte die berliner Garnisonkirche ihr 150jähriges Jubiläum. Am 31. Mai 1722 war der Einweihungstag gewesen, der diesmal, weil auf einen Freitag fallend, auf Allerhöchsten Befehl auf den folgenden Sonntag verlegt wurde.

So sieht denn diese Kirche auf eine 165jährige glorreiche Geschichte zurück und umfaßt in ihren Denkmalen die Entwickelung Preußens, vom ersten preußischen Könige bis zum ersten deutschen Kaiser aus dem Hohenzollerngeschlecht. Möge es ihr, die gleich einem vielunschriebenen Denkstein der großen Thaten Gottes an unserem Volke im Häusermeere der Reichshauptstadt steht, noch lange vergönnt sein, dem Heere als Heimathsstätte zu dienen, worin es sich stärkt zur alten preußischen Losung: „Mit Gott für König und Vaterland!"

Z.

Zur Geschichte der Meteorologie in Preußen.

Die neueste Publikation des Kgl. Preuß. Met. Instituts zu Berlin, die erste größere Veröffentlichung desselben seit seiner im Vorjahre erfolgten Reorganisation, führt zwar nur den Titel „Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen im Jahre 1885"*, enthält aber, außer diesen Resultaten, welche sich fast ausschließlich auf eine möglichst umfangreiche statistische und tabellarische, etwa 4/5 des ganzen Werks beanspruchende Zusammenstellung beschränken, in der das erste Fünftel füllenden Einleitung eine hier zum erstenmale in beinahe idealer Vollkommenheit und aufgrund von Altenmaterial und persönlicher Betheiligung wiedergegebene Entwickelungsgeschichte des meteorologischen Instituts in Preußen, mit Berücksichtigung der das preußische System befolgenden Nachbarländer. Sei es mir daher gestattet, dem Leser an der Hand dieser, der Feder des ersten Oberbeamten am Institute, Herrn Dr Hellmann, entstammenden vortrefflichen Ausführungen, gleichfalls einiges Interesse an den Institutsbestrebungen abzugewinnen zu versuchen, indem ich ihm die Vorbereitungen und die minimalen Anfänge, sowie das stete Emporwachsen der Meteorologie als Wissenschaft, bis auf den jetzigen Standpunkt, schildere, natürlich nur soweit es sich um die Pflege, nicht aber um die wissenschaftlichen Erfolge der Meteorologie bei uns in Preußen handelt.

Den ersten Anstoß zu einer rücksichtsvolleren Behandlung des damaligen Aschenbrödels unter den Wissenschaften, zu welchen von vielen die Meteorologie überhaupt gar nicht gerechnet wurde, gab, wie allgemein bekannt ist, der Nestor der Naturwissenschaften unseres Jahrhunderts: Alexander von Humboldt. Weniger bekannt dürfte es sein, wie gerade derselbe Mann es war, durch dessen Einfluß das meteorologische Institut, als es nun einmal ins Leben gerufen wurde, mit dem Statistischen Bureau verbunden wurde, von dem es erst jetzt nach 39jährigem Bestehen, abgetrennt ist, trotzdem stets der Zusammenhang zwischen beiden Institutionen nur ein äußerlicher und nichts weniger als fester war. Humboldt hatte durch seinen Einfluß in England dort und in den Kolonien zahlreiche meteorol. Stationen begründen helfen und empfand es darum um so schmerzlicher, daß sein Vaterland nichts derartiges aufzuweisen hatte. Wiewohl er nun zweifelos die Nothwendigkeit der Unterordnung eines meteorol. Centralinstituts unter das Ministerium für geistliche ꝛc. Angelegenheiten einsah, so ließ ihm eine Disharmonie mit dem damaligen Kultusminister, von Eichhorn, einen von ihm ausgehenden Vorschlag als wenig erfolgreich erscheinen, während ihm auf der anderen Seite der Direktor des statistischen Bureaus, Prof. Dieterici, welches vom Handelsamte ressortirte, sehr ergeben war. Die vorbereitenden Schriftstücke führten bald zu einem sehr erfreulichen Resultate, nämlich zu einer, vom 9. Januar 1846 datirten Kabinetsordre Friedrich Wilhelms IV., der seine Genehmigung zur Einrichtung eines meteorol. Instituts im statistischen Bureau ertheilte, falls nicht „unverhältnißmäßig große Kosten" daraus entständen. Auf Humboldt's Vorschlag wurde nun Dr Mahlmann, der sich durch eine Arbeit „über die Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper" bereits einen Namen erworben hatte, mit der Ausarbeitung von Organisation und Instruktion betraut, auch mußte derselbe zur Aufsuchung von passenden Beobachtungsstationen und Beobachtern die Monarchie bereisen, was alles so systematisch und erfolgreich geschah, daß bereits am 17. Okt. 1847 durch besondere Kabinetsordre das Institut gegründet werden konnte. Das Institut begann mit noch nicht 20 berichtenden Stationen, verfügte aber 1848 schon über deren 35. Theilweise erreicht wurde diese Betheiligung dadurch, daß einzelnen Beobachtern eine kleine pekuniäre Entschädigung geboten wurde, die aber naturgemäß nicht über den Charakter einer Gratifikation hinausging und auch heute noch nichts anderes darstellt mit Bezug auf die großen von den Beobachtern geforderten Arbeitsleistungen. Mahlmann sollte sich leider seiner Erfolge nicht lange freuen; er starb am 8. Dez. 1848 auf einer Inspektionsreise in Schlesien. Lange durfte natürlich die Stelle nicht unbesetzt beiben, und es gelang Dieterici, Heinrich Wilhelm Dove als Nachfolger Mahlmanns mit dem Titel eines wissenschaftlichen Beiraths zu gewinnen. Zunächst lag es diesem ob, die Mahlmann'sche Inspektionsreise zu beenden, wobei er Gelegenheit fand, Material zu sammeln, um die Nothwendigkeit der Errichtung von Höhen- (Gebirgs-) Stationen zu begründen und die erforderlichen Mittel dafür zu erhalten. Sodann aber begann er an der Drucklegung und Herausgabe des 1. Jahresberichts, dessen Erscheinen sich leider bis 1851 verzögerte (der 2. Bericht konnte erst 1858 erscheinen, weil alle Arbeit eigentlich nur auf Dove lastete), der aber den Erfolg hatte, daß nun auch andere Staaten Norddeutschlands und im Verfolg allmälig auch Süddeutschlands sich veranlaßt fühlten, hierin Preußen zu kopiren oder doch wenigstens etwas Aehnliches zu erstreben und das Erstrebte dem berliner Institute zur Verfügung zu stellen. Erst im Jahre 1866, als infolge der politischen Ereignisse die Anzahl der vom met. Institute in Berlin ressortirenden Stationen plötzlich eine erheblich größere wurde, erhielt Dove in der Person des Ingenieurs, jetzigen Professors der Geodäsie

* Berlin 1887 bei A. Asher u. Co. Preis 20 M.

Herrn Doergens einen Assistenten, mit welchem im Verein nun weitergehende Arbeiten geplant und ausgeführt wurden. Ich erwähne hier die „Klimatologie von Norddeutschland," welche sich über das ganze Beobachtungsgebiet verbreitete. Als im Jahre 1874 Doergens seine Stelle aufgab, trat der schon 1867 als Beobachter nach Berlin gekommene, bis dahin als Lehrer der Mathematik und Physik in Torgau thätig gewesene Herr Professor Dr Arndt an seine Stelle und bekleidete dieselbe, anfangs wesentlich von Dove unterstützt, in späteren Jahren aber durch dessen hohes Alter ganz auf sich allein angewiesen, bis zu Dove's Tode im Jahre 1879. Daß die Verdienste Dove's um die meteorologische Wissenschaft ausnehmende sind, braucht wahrlich nicht, und am allerwenigsten hier, erörtert zu werden. Es darf aber in einer Abhandlung über den Entwickelungsgang nicht verschwiegen werden, wie sich der berühmte Gelehrte fast hartnäckig und starrköpfig allen Neuerungen auf diesem Gebiete widersetzte. Wie weit er darin ging, mag durch folgende kleine thatsächliche Episode illustrirt werden. Ein Hauptmann der Gewehrprüfungskommission (derselbe, der mir die Geschichte erzählt hat) kommt mit einem Barometer zu Dove, um dasselbe mit dem Normalbarometer zu vergleichen. Dove, die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit in Person, erbietet sich zur Darbietung jeder Hilfeleistung und fragt im Laufe des animirten Gesprächs, wie denn des Herrn Hauptmanns Barometer getheilt sei? Antwort: Nach Millimetern. Tableau: Dove erhebt sich, bricht das Gespräch über diesen Gegenstand ab und hat sich nicht bewegen lassen, ein nach Millimetern getheiltes Barometer ebenbürtig anzusehen einem solchen mit Zoll- und Linientheilung.

Dieser eigenartigen Neigung des Hängens am alten ist es auch zuzuschreiben, daß noch zu Doves Lebzeiten (1871—72), aber ohne denselben hinzuzuziehen, Pläne für eine gründliche Reorganisation des Instituts gefaßt wurden, freilich zuerst immer noch ohne Erfolg: der nervus rerum, das Geld, fehlte oder wurde wenigstens nicht bewilligt. Nur insofern ist ein Fortschritt zu verzeichnen, als nach Doves Tode allmälig die alten Instrumente gegen neue ausgewechselt und in den Publikationen die neuen Maaße (Millimeter und Centigrade) angegeben wurden. Freilich ging das langsam und daraus erstand wieder eine neue vermehrte Arbeit des Institutspersonals, welches immer nur noch aus 2 Personen bestand (Prof. Arndt, der an Prof. Doves Stelle getreten war und Dr Hellmann an Arndt's Stelle), es mußten nämlich für diejenigen Stationen, welche nach den alten Maaßen beobachteten, die Beobachtungen auf neue Maaße reduzirt werden. Es sei hier eingeschaltet, daß von einigen wenigen Stationen, darunter auch Halle, diese Reduktionen gleich auf der Station ausgeführt wurden, was eine erhebliche Entlastung des Instituts bedeutet. Am 21. August 1882 starb auch Professor Arndt und Dr Hellmann rückte interimistisch in seine Stelle ein, während für Nesen Herr Dr Kremser aus Breslau berufen wurde. Durch Gewinnung eines neuen Lieferanten für die Instrumente und durch Neukonstruktion von Apparaten, die praktischer waren und wesentlich billiger als die alten (Regenmesser z. B. 1/6 des früheren Preises) konnten zwar neue Stationen gegründet werden, aber eine durchgreifende Neugestaltung des Instituts konnte mit dem bestehenden Etat nicht ermöglicht werden. Wie sich das Stationsnetz allmälig ausgedehnt hat, ergiebt sich aus einer graphischen Darstellung, derzufolge

1856	von	70	Stationen
1861	„	80	„
1862	„	90	„
1868	„	100	„
1869	„	120	„
1876/77	„	111	„
1880	„	120	„
1883	„	149	„
1884	„	210	„

das Beobachtungsmaterial dem Institute zur Verfügung stand. Nun endlich 1886, also 15 Jahre nach dem ersten Vorschlage hierzu, besitzen wir ein preuß. Institut für die wissenschaftliche Pflege der Meteorologie, welches den Schwesterinstituten anderer Länder nicht mehr nachsteht. Das Institut ist in den Entwurf des Staatshaushaltsetats mit 44,000 M. für einmalige und 73,000 M. für laufende Ausgaben eingestellt. Das Personal besteht z. Z. aus einem Direktor (Prof. Dr v. Bezold), 3 wissenschaftlichen Oberbeamten, 3 Assistenten, 1 Verwaltungsbeamten und 1 Diener. Außerdem werden hin und wieder Schreiber und Rechner diätarisch beschäftigt. Die Stationen zerfallen in solche II. Ordnung, III. Ordnung und Regenstationen. Im ganzen verfügt das Institut über Beobachtungsmaterial von 317 Stationen, an denen im Laufe der Zeit 474 Beobachter bezw. Beobachterinnen thätig gewesen sind. Die geringste Beobachtungsdauer an einer Station umfaßt 1 Monat (Hebelermeer); andererseits giebt es 39 Stationen mit einer Beobachtungsreihe von mehr als 30 Jahren; unter diesen befindet sich auch Halle.

Die erwähnten 317 Stationen, unter denen sich 236 in Preußen befinden, vertheilen sich nach Ortseinwohnerzahl naturgemäß so, daß die meisten Stationen sich in kleineren Orten befinden, deren Anzahl eben auch die größere ist. Interessant aber ist die Berechnung der mittleren Beobachtungsdauer, wenn man die Stationen nach der Ortsgröße ordnet. Danach entfallen nämlich auf Orte

unter 1000	Einw.	96	Stationen	mit	7.1	Jahren
von 1000—5000	„	80	„	„	7.5	„
von 5000—10,000	„	47	„	„	12.2	„
von 10,000—20,000	„	38	„	„	15.7	„
von 20,000—50,000	„	31	„	„	19.2	„
von 50,000—100,000	„	14	„	„	21.2	„
über 100,000	„	11	„	„	24.3	„

mittlerer Beobachtungsdauer

Auch das ist nur ein Beweis für die Unzulänglichkeit der Remunerirung meteorologischer Dienstleistungen: je kleiner der Ort, desto zweckentsprechender wäre er für met. Beobachtung; aber je größer die Beobachtungsreihe, desto werthvoller wird das gesammelte Material; nach obiger Tabelle treffen aber beide Voraussetzungen nicht zusammen, was leicht zu erreichen wäre, wenn, wie schon ausgeführt, die heutige Methode der Bezahlung mehr als eine Gratifikation, wenn sie eine den Leistungen entsprechende Remuneration wäre.

Der Etat des Instituts betrug

1848	9,000 M.
1866	15,000 „
1872	27,000 „
1885	30,790 „

Die Beobachter von 46 verschiedenen Stationen (auch Halle) haben größere klimatische Monographien über ihren Beobachtungsort geschrieben und durch den Druck veröffentlicht.

Dr. R. Kleemann.

Der deutsche Student.

Ein Kulturbild aus den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Das übertriebene Duelliren wird und kann niemand vertheidigen; das Duell dieses Mißbrauchs wegen gänzlich abzuschaffen, wollte aber auch niemand vorschlagen. Denn was bliebe dem jugendlich kräftigen Studenten im Falle einer wirklichen Ehrenkränkung, die in diesem Stande häufiger, als in jedem andern vorkommt, übrig? Soll er die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen? Abgesehen von dem Schimpflichen dieses Schrittes würde er durch ihn die Rache des Verklagten und seiner Freunde auf sich laden, die durch nichts gebunden in tollem Jugendübermuthe eine solche suchen und finden würden. Das Gefühl der eigenen Schwäche, das Brandmal, welches dadurch aufgedrückt wird, die Verachtung des bessern Theils der Richter, die selbst früher Studenten waren, halten die Mehrzahl, die dieser Genugthuung gerade nicht abgeneigt sein möchten, bis jetzt noch glücklicherweise davon ab. Schämt sich doch der ehrliebende, geachtete Mann, und sei er Familienvater, die von einem seines Gleichen erfahrene Beleidigung vor die Richter zu bringen, würden nicht Blößen von beiden Seiten aufgedeckt werden müssen, und was erhielte im glücklichsten Falle der Beleidigte für

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870403078/fragment/page=0004